

Menschenbilder der Religionen

Auszug aus:

Plurale Theologie der Religionen

Kapitel 6: Menschenbilder

von Johannes Vagt

Zweite Fassung, veröffentlicht am 24.01.2021

www.johannesvagt.de/theolrel6.pdf

In dem vorliegenden Kapitel über Menschenbilder der Religionen werden die Menschenbilder einzelner religiöser Traditionen vorgestellt und einige theologisch relevante Aspekte der Menschenbilder behandelt.

6.1 Einleitung

Eines der wichtigsten Themen menschlicher Religionen ist verständlicherweise der Mensch. In religiösen Traditionen wird der Mensch in verschiedenen Beziehungen zu den jeweiligen Gottheiten gedeutet. In vielen Religionen gilt der Mensch als ein Geschöpf Gottes oder bestimmter Gottheiten, er kann aber auch als letztlich mit dem Göttlichen identisch konzipiert werden. Die Vorstellungen in einer religiösen Tradition von Gott, Gottheiten und Transzendenz einerseits und dem Menschen andererseits bedingen sich gegenseitig.

In diesem Kapitel werden zunächst die Menschenbilder einiger weniger Religionen dargestellt (6.2), nämlich die Menschenbilder der aus Südwestasien stammenden monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam, der in Südasien entstandenen Traditionen des Hinduismus und des Buddhismus sowie des ostasiatischen Daoismus. Dies ist nur ein kleiner Teil der religiösen Traditionen der Menschheit, allerdings fühlt sich die Mehrheit der Menschen auf der Welt zu einer dieser Traditionen zugehörig. Danach werden kurz einige theologisch relevante Aspekte der Menschenbilder vergleichend erörtert (6.3). Den Abschluss bildet ein konstruktiv-theologischer Entwurf zum Menschenbild (6.4).

6.2 Menschenbilder einzelner Religionen

Die monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam stimmen in Hinsicht auf ihr Menschenbild in vielen Aspekten überein. In allen drei Traditionen gelten die Menschen als Geschöpfe des einen Gottes. Grundlage des Menschenbildes in Hinduismus und Buddhismus ist die Vorstellung, dass die Menschen dem Kreislauf der Wiedergeburten und dem Gesetz des Karmans unterworfen sind, das besagt, dass jede Tat (Karman) ein entsprechendes Schicksal zur Folge hat. In Bezug auf die Frage, wer oder was es aber ist, der oder das wiedergeboren wird, unterscheiden sie sich jedoch grundsätzlich. Noch einmal ganz anders sind die Menschenbilder chinesischer Religionen, von denen hier nur das Menschenbild des Daoismus dargestellt wird.

6.2.1 Menschenbilder im Judentum

Im Judentum wird der Mensch in seinem Verhältnis zu dem einen Gott Israels vorgestellt. Da Gott der Schöpfer des Himmels und der Erde und damit auch aller Wesen in der Welt ist, gilt auch der Mensch als ein Geschöpf Gottes. In den Schöpfungsmythen der Bibel hat der Mensch unter allen Geschöpfen eine zentrale Stellung inne. Im ersten Schöpfungsmythos (B^{ere}'šit /Genesis 1-2,4a) werden Himmel und Erde in sechs Tagen geschaffen und der Mensch bildet am sechsten Tag den Abschluss und den Höhepunkt der Schöpfung. Es heißt, dass Gott den Menschen nach seinem Ebenbild (B^{ere}'šit /Genesis 1,27) als Mann und Frau geschaffen habe. In der Schöpfung des Menschen ist nach diesem Mythos also von Anfang an eine geschlechtliche Dualität angelegt. Man kann dies auch so deuten, dass sich die Ebenbildlichkeit Gottes nicht nur in den beiden Geschlechtern äußert, sondern insgesamt in der Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Menschen. Die Menschen bekommen in der Schöpfung auch einige besondere Aufgaben: Gott trägt ihnen auf, fruchtbar zu sein und sich zu vermehren, sich die Erde untertan zu machen und über alle Tiere zu herrschen (B^{ere}'šit /Genesis 1,28).

Im zweiten Schöpfungsmythos der Bibel (B^{ere}'šit /Genesis 2,4b-25) steht der Mensch noch deutlicher im Zentrum, dieser Mythos dreht sich ganz um die Menschen und ihre Erschaffung.

Gott (JHWH). Gott formt den Menschen aus dem Erdboden, haucht ihm den Lebensoden (N^ešamah) ein und macht ihn so zu einem lebendigen Wesen. Dann schafft Gott einen Garten für den Menschen und setzt diesen in den Garten, damit er ihn bebaue und bewahre. Gott findet es nicht gut, dass der Mensch allein ist und will ihm eine Hilfe erschaffen. Zunächst erschafft er die Tiere, doch die sind keine passenden Partner für den Menschen. Also lässt Gott ihn in einen tiefen Schlaf fallen, entnimmt ihm eine Rippe und formt aus der Rippe eine Frau als Partnerin. Als der Mensch/Mann sie sieht, spürt er gleich, dass sie zu ihm passt. In diesem Mythos ist der Mensch zunächst allein, was von Gott aber als defizitär (nicht gut) erkannt wird, sodass er in einem zweiten Schritt eine geschlechtliche Dualität der Menschen schafft.

In beiden Schöpfungsmythen sind die Menschen von Gott gewollte und geschaffene Geschöpfe. Dabei gibt es zwischen beiden Mythen im Menschenbild einige Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede. So wird der Mensch nur im ersten Schöpfungsmythos als Ebenbild Gottes bezeichnet, im zweiten Mythos kommt ihm dafür das Privileg zu, den weiteren Geschöpfen Namen zu geben. Im ersten Schöpfungsmythos werden Mann und Frau zugleich als Gottes Ebenbild geschaffen, im zweiten lässt sich dagegen eine deutlich androzentrische Perspektive erkennen, in der die Frau als seine Gehilfin erscheint. Für beide Mythen scheint die heterosexuelle Partnerschaft von Mann und Frau selbstverständlich zu sein. Die Aufgabe der Menschen in der Welt ist es nach dem ersten Schöpfungsmythos, sich die Erde untertan zu machen, also über sie zu herrschen, im zweiten dagegen sie zu bebauen und bewahren.

Der zweite Schöpfungsmythos bildet eine Einheit mit der folgenden Geschichte des sogenannten Sündenfalles. Im Garten Eden gibt es den Baum des Lebens und den Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen. Gott verbietet dem Menschen ausdrücklich, die Früchte von dem Baum der Erkenntnis zu essen. Doch dann taucht die Schlange auf und erzählt der Frau, dass die Menschen, wenn sie von diesem Baum essen, sein werden wie Gott. Die Frau isst von den Früchten und gibt auch ihrem Mann davon, sodass ihnen die Augen aufgetan werden. Gott verflucht daraufhin die Schlange dazu, auf dem Boden zu kriechen, die Frau, unter Schmerzen zu gebären, und den Mann, im Schweiß seines Angesichts den Boden zu bearbeiten. Danach vertreibt er Mann und Frau aus dem Garten Eden, um zu verhindern, dass sie auch noch von dem Baum des Lebens essen. Dieser Mythos erklärt, dass die Menschen seit dem Sündenfall zwischen Gut und Böse unterscheiden können, dafür aber arbeiten, leiden und sterben müssen.

Auch in den folgenden Kapiteln und Büchern der Bibel sind die Menschen immer wieder Empfänger göttlichen Segens und Fluchs. So erhalten nach Adam insbesondere wichtige Personen wie Noach (Nóah), Abraham oder Moses göttlichen Segen. Menschen, die sich nicht an Gottes Weisungen halten, können aber auch von ihm verflucht werden.

Die besondere personale Beziehung zwischen den Menschen und Gott wird durch Vereinbarungen festgelegt, die in der Bibel als Bund (B^erīt) bezeichnet werden. Die Menschen werden also als Partner in einem Bund mit Gott verstanden, in dem Gott den Menschen bestimmte Gaben verspricht, aber auch Forderungen an sie stellt, die sie erfüllen müssen. Grundsätzlich ist Gott bei diesen Bündnissen die gebende Seite, die Menschen sind Empfänger des Bundes. Der Bund, den Gott nach der großen Flut mit Nóah geschlossen hat, gilt für alle Menschen. Der Bund mit Moses am Berg Sinai bezieht sich dagegen explizit auf das Volk Israel, das Gott sich aus Liebe zu seinem Volk erwählt hat. Für das Judentum ist diese Bindung der jüdischen Menschen als Mitglieder des Volkes Gott an Gott besonders wichtig. Die Menschen treten Gott nicht (nur) als Einzelne gegenüber, sondern als Teil des Volkes Israel, das Gott sich als sein Volk erwählt hat.

Der größte Segen, den die Israeliten erhalten, ist die Gabe der Tora. Die Menschen sind dazu verpflichtet, den Weisungen Gottes in der Tora zu folgen. Für das Menschenbild bedeutet dies, dass die Menschen Empfänger der Tora sind, es gehört zu ihren Pflichten, die Tora zu hören, sie an die nächste Generation weiterzugeben und sie zu befolgen. Wenn sie dies tun, dann gewährt Gott ihnen seinen Segen. Dies ist der Inhalt des Bundes, den Gott am Sinai mit seinem Volk geschlossen hat.

Auf der anderen Seite sind die Menschen in der jüdischen Tradition aber auch immer wieder Sünder gegenüber Gott, die sich nicht an die segensreichen Weisungen Gottes halten und somit den mit ihm geschlossenen Bund brechen. Die Untreue der Israeliten gegenüber ihrem Gott ist ein durchgängiges Motiv in der jüdischen Bibel. Das Volk Israel und besonders seine politischen und religiösen Anführer werden immer wieder von den Propheten wegen ihrer Taten, in denen sich ihre Untreue gegenüber Gott äußert, getadelt. Auch in den Geschichtserzählungen wird immer wieder von Abfall und Untreue Israels berichtet. Wegen dieses Fehlverhaltens sind die einzelnen Menschen und das ganze Volk Israel häufig Empfänger der gerechten Strafe, aber auch der Vergebung Gottes.

In der Bibel ist der durch den Lebensodem belebte Mensch eine zusammengehörende Einheit. Eine strikte Trennung von Körper und Seele ist nicht erkennbar. Allerdings gibt es auch Vorstellungen von Totengeistern. Das Leben nach dem Tod gilt als tristes Dasein in einer Schattenwelt (š'ōl). Viel wichtiger ist den Menschen der Bibel das Weiterleben in den Nachkommen. Später entstanden im Judentum dann die Vorstellungen von einer körperlichen Auferstehung der Toten und einem von ewigen Leben bei Gott.

6.2.2 Menschenbilder im Christentum

Das Menschenbild des Christentums ist ebenso wie das des Judentums von den Vorstellungen der jüdischen Bibel, des Alten Testaments der Christen geprägt. Der Mensch ist wie im Judentum Geschöpf und Ebenbild Gottes. Er hat von Gott einen Auftrag zur Herrschaft über die Erde, aber auch zu ihrer Bebauung und Bewahrung bekommen.

Die Geschichte vom Sündenfall der ersten Menschen, Adam und Eva, ist im Christentum als grundlegende Sünde verstanden worden, die Wirkungen auf die gesamte Menschheit hat, sodass alle ihre Nachkommen, also alle Menschen seit dem Sündenfall Sünder sind. Nach dieser Lehre von der Erbsünde sind die Menschen von Geburt an Sünder und somit erlösungsbedürftig. In diesem Punkt ist das christliche Menschenbild in der Grundtendenz deutlich negativer als die Vorstellungen vom Menschen im Judentum und im Islam. Die Menschen gelten nicht nur wegen einzelner, von ihnen persönlich Taten, sondern ganz grundsätzlich als Sünder.

Für diesen Sünder ist nach christlicher Lehre dann auch die eigentlich segensreiche Weisung Gottes keine zum Heil führende Größe mehr, sondern sie wird für den Sünder zum anklagenden, Tod und Verdammnis bringenden Gesetz. Da die Menschen seit Adam und Eva unter der Macht der Sünde stehen, können sie das Gesetz Gottes aus eigener Kraft gar nicht mehr erfüllen. Sie müssen an dem Gesetz scheitern. Daher sind die Menschen als Sünder grundsätzlich auf die Gnade und die Erlösung durch Gott angewiesen. Die Gnade Gottes können die Menschen nur im Glauben annehmen.

Das Gegenbild zum Menschen als Sünder ist daher im Christentum der Mensch als Glaubender. Das Vorbild des Glaubens ist dabei die Gestalt Abrahams. Von Abraham heißt es in der Bibel, er habe Gott geglaubt und dieser Glaube sei ihm von Gott zur Gerechtigkeit angerechnet

worden (Gen 15,6). Der Christ soll wie Abraham das Erlösungshandeln Gottes annehmen, um trotz der Sünden als gerecht gelten zu können.

Die Erlösung des Menschen durch Gott besteht in dem Leiden und Tod Jesu am Kreuz für die Menschen. Der Tod Jesu kann von Christen als Sühneopfer für ihre Sünden betrachtet werden, durch das Jesus Christus sie von ihren Sünden und der Verdammnis als der gerechten Strafe für diese Sünden erlöst hat. Durch diese Erlösungstat werden die Menschen, obwohl sie von sich aus seit Adam und Eva Sünder sind, zugleich von Gott gerechtfertigt. Martin Luther hat dies auf die prägnante Formel, der Mensch sei „zugleich Gerechter und Sünder“ (simul iustus et peccator), gebracht. Während die protestantischen Christen meist betonen, dass das Heil der Menschen allein durch Christus komme und die Menschen nichts als allein den Glauben dazu beitragen könnten, werden in der Katholischen und in den anderen Kirchen neben dem Glauben auch die guten Werke der Menschen als heilsrelevant angesehen.

Das Leben der Christen soll sich allerdings an dem Vorbild, das Jesus Christus vorgelebt hat, orientieren. Das Streben der Christen, diesem Ideal in ihrem Leben zu folgen, wird als Nachfolge Christi bezeichnet. Dabei können die Christen in ihrem Leben vom Heiligen Geist, der in ihnen wirkt, unterstützt werden. Gott trägt somit als Heiliger Geist auch zur Heiligung des Lebens der Gläubigen bei. Die gläubigen Menschen lassen als Empfänger des Heiligen Geistes diesen in sich wirken und sich von ihm zu heiligen Leben leiten.

Grundsätzlich bilden auch im Christentum nach dem biblischen Menschenbild Körper und Seele eine Einheit. Die Christen erwarten daher am Ende der Zeiten eine körperliche Auferstehung der Toten, auch wenn der neue Körper anders beschaffen sein wird als der alte Leib. Daneben sind im Christentum aber auch Vorstellungen aus der griechischen Philosophie stark vertreten, nach denen der Mensch eine ewige Seele habe, die sich völlig vom vergänglichen Körper unterscheidet. Unter dem Einfluss dieser Gedanken stellen sich viele Christen das ewige Leben auch rein geistig und körperlos vor.

6.2.3 Menschenbilder im Islam

Auch im Islam gelten die Menschen als Geschöpfe Gottes. Die Vorstellungen von der Schöpfung der Menschen ähneln dabei sehr weitgehend denen in der Bibel. Der Mensch wird wie im zweiten Schöpfungsmythos der Bibel aus Erde geschaffen und durch das Einhauchen des Lebensodems lebendig. In der islamischen Tradition gibt es die Vorstellung, Gott habe zum Formen der Menschen verschiedenfarbige Erden genommen. Dies kann die Verschiedenheit der Menschen in Hinsicht auf ihre Hautfarbe, aber auch in anderen Aspekten ihres Wesens erklären.

Die Vorstellung, dass der Mensch Gottes Ebenbild sei, taucht im Islam so nicht ausdrücklich auf. Allerdings ist der Mensch ein besonders herausgehobenes Geschöpf, das sich von den übrigen Wesen unterscheidet. Gott erschuf den ersten Menschen Ādam als seinen Statthalter oder Stellvertreter (Ḥalīfa) auf der Erde und befiehlt den Engeln, sich vor ihm zu verneigen. Damit bekommt der Mensch eine Stellung zugeteilt, die in gewisser Weise sogar höher ist als die der Engel. Da sich ein Engel, Iblīs, für etwas Besseres hält, da er aus Feuer und nicht aus Erde geschaffen sei, verweigert er die Niederwerfung vor Ādam und wird zum Feind und Verführer der Menschen.

Trotz seiner äußerst hohen Stellung innerhalb der Schöpfung als Statthalter Gottes auf Erden ist der Mensch gegenüber Gott doch nur ein Knecht oder Sklave Gottes (ʿAbd Allāh). Da Gott grundsätzlich größer (akbar) ist als alle Geschöpfe, muss sich der Mensch ihm unterordnen und

seinen Befehlen gehorchen. Der Islām kennt wie Judentum und Christentum die Geschichte vom Ungehorsam der beiden ersten Menschen gegenüber Gott. Doch Gott verzeiht ihnen in seiner Barmherzigkeit und es gibt keine Vorstellung einer sich auf alle Menschen von Geburt an erstreckenden Erbsünde. Der Mensch wird immer nur durch seine individuellen Taten zum Sünder. Daher wird er auch nur nach diesen Taten gerichtet.

Die Vorstellung, dass die Menschen gut oder schlecht handeln können und nach dem Tod ihren Taten entsprechend gerichtet werden, also für gute Taten belohnt und für schlechte Taten bestraft werden, setzt prinzipiell voraus, dass Menschen frei entscheiden und handeln können. Daneben gibt es im Islam aber auch die Vorstellung, dass Gott allein alles in der Welt entscheidet und schon vorherbestimmt hat. Beide Gedanken stehen hinsichtlich der Freiheit des Menschen in einer deutlichen Spannung zueinander. Als frei handelnde Personen sind die Menschen Empfänger des gerechten Lohnes Gottes oder seiner Strafe, aber auch seiner Barmherzigkeit und Vergebung. Daneben sind sie aber auch Gegenstand seiner Erwählung und Vorherbestimmung.

Nach der islamischen Tradition werden die Menschen immer wieder zu Empfängern der Offenbarungen Gottes. Gott teilt sich den Menschen seit Ādam immer wieder mit und tut ihnen seinen Willen kund. Da alle früheren Offenbarungen von den Menschen missverstanden oder verfälscht worden sind, offenbart Gott sein Wort vermittelt durch den Erzengel Gabriel (Ĝibrīl) ein letztes Mal seinem Gesandten Muḥammad. Durch die Offenbarungen Gottes werden die Menschen von ihm geleitet.

Grundsätzlich wird im Islam wie im Christentum von einer Zusammengehörigkeit von Körper und Seele ausgegangen, sodass auch die Auferstehung als körperlich vorgestellt wird. Darüber, wie genau der Körper der Auferstehung beschaffen ist, gibt es allerdings unterschiedliche Auffassungen. In den philosophischen Strömungen im Islam gibt es daneben auch vom griechischen Denken geprägte Vorstellungen einer Trennung von ewiger Seele und vergänglichem Körper.

6.2.4 Menschenbilder im Hinduismus

Die Menschenbilder der hinduistischen Traditionen unterscheiden sich deutlich von denen der monotheistischen Traditionen. Die Vorstellung, dass die Menschen von einem Gott geschaffen worden seien, spielt hier in der Regel keine Rolle. Stattdessen ist der Mensch genauso wie andere Lebewesen an den ewigen Kreislauf der Wiedergeburten, den Saṃsāra, gebunden. Da die Wiedergeburten der Lebewesen mit einem Wechsel von einer Art in eine andere verbunden sein können, gibt es hier keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen Menschen und anderen Tieren oder auch übermenschlichen Wesen wie Göttern. Alle Wesen in der Welt sind letztlich diesem Kreislauf unterworfen. Sehr viele religiöse Strömungen im Hinduismus sehen diese Verstrickung der Menschen im Saṃsāra als etwas Negatives an und zeigen daher Wege auf, um den Saṃsāra zu verlassen und so Mokṣa, die Befreiung oder Erlösung, zu erlangen.

Die Hindu-Vorstellung von der Wiedergeburt setzt voraus, dass es in den Menschen eine vom Körper prinzipiell unabhängig existierende Seele gibt. Diese Seele, das ewige Prinzip im Menschen, wird Ātman genannt. Viele Hindu-Traditionen gehen davon aus, dass dieser Ātman des Menschen letztlich mit dem Brahman, dem alles in der Welt durchdringenden Prinzip, identisch ist. In der monistischen Advaita-Vedānta-Lehre ist das Brahman das einzige Wesen, das wirklich existiert, während alle von diesem Brahman verschiedenen Erscheinungen eigentlich Illusionen sind. Auch die Verstrickung des individuellen Ātman in den Saṃsāra ist daher nur eine Illusion, sodass die Erlösung aus dem Saṃsāra darin besteht, diese Illusion zu

durchschauen und die wesenhafte Einheit des eigenen Ātman mit dem universellen Brahman zu erkennen.

In der Sāṃkhya-Schule wird ebenfalls deutlich zwischen der geistigen Seele und der Welt der Erscheinungen unterschieden. Allerdings gelten hier beide als durchaus real, sodass ein prinzipieller Dualismus gelehrt wird. Der völlig passive, aber bewusste Geist im Menschen wird hier als Puruṣa bezeichnet. Im Gegensatz zur vedantischen Lehre, nach der Ātman jedes Lebewesen mit dem einen Brahman und daher auch mit dem Ātman aller anderen Menschen identisch ist, hat im Sāṃkhya jedes Lebewesen seinen eigenen Puruṣa, sodass es eine Vielzahl von geistigen Wesen gibt. Die gesamte Welt der Erscheinungen wird dagegen als nur eine einzige allumfassende Natur (Prakṛti) betrachtet, die sich allerdings in eine Vielheit entfaltet. Zu dieser Prakṛti gehört alles, was nicht reines Bewusstsein ist, also neben den materiellen Elementen auch die Wahrnehmungen, die Denkprozesse, das Ichbewusstsein und die Vernunft. Das Unheil und Leiden entstehen nach dieser Lehre dadurch, dass der Puruṣa sich mit der Prakṛti verbindet und identifiziert, sodass er an den in ihr vorkommenden Veränderungen leidet. Die Erlösung aus diesem Leiden besteht in der Erkenntnis, dass beide Prinzipien überhaupt nichts miteinander zu tun haben, und ihrer daraus folgenden Trennung. Der klassische Yoga nach Patañjali setzt das Menschenbild des Sāṃkhya voraus und zeigt einen Übungsweg, um den Geist zur Ruhe zu bringen und somit seine Loslösung von der Natur zu erreichen.

Im Menschenbild des Tantra werden viele Elemente der Sāṃkhya-Lehre übernommen, aber in einen umfassenderen religiösen Kontext gestellt. Jenseits von Puruṣa und Prakṛti steht die göttliche Dualität von einer weiblichen Göttin und einem männlichen Gott, meist Śakti und Śiva genannt. Śiva manifestiert sich im Puruṣa und damit im Bewusstsein eines jeden Lebewesens, Śakti durchdringt die gesamte Natur oder Prakṛti. Damit spiegelt sich diese göttliche Dualität auch in jedem Menschen als Dualität von dem geistigen, männlichen Bewusstsein und der materiellen, weiblichen Energie wider. In den tantrischen Traditionen wird diese Verbindung des Geistigen mit dem Materiellen, des Bewusstseins mit der Energie aber nicht negativ beurteilt. Diese Verbindung ist Ausdruck des schöpferischen, göttlichen Spiels, das nur in der körperlichen Existenz des Menschen bewusst erfahren werden kann. Der Körper wird im Tantra nicht als Hindernis auf dem Weg zur Erlösung, sondern als Mittel zum Heil angesehen. Die tantrischen Formen des Yoga, der religiösen Praxis und der Meditation bestehen daher aus einer Kombination von Körper-, Energie- und Bewusstseinsarbeit.

In den theistischen Strömungen innerhalb des Hinduismus stehen die Menschen in einer personalen Beziehung zu einem Gott, einer Göttin oder mehreren Gottheiten. Für das Menschenbild dieser Traditionen ist besonders diese Beziehung, die Teilhabe (Bhakti) des Menschen am göttlichen Leben wichtig. Die Menschen werden ganz wesentlich durch ihr Verhältnis zur Gottheit definiert. Die Menschen verehren die Gottheiten und hoffen auf deren Gnade, um Heil und Erlösung zu erlangen.

Zur Vorstellung vom Leben im Kreislauf der Wiedergeburten gehört das Konzept, dass die Taten (Karman) eines Lebewesens bestimmen, in welcher Form es nach dem Tod wiedergeboren wird. Daher ist auch das derzeitige Leben der Menschen durch ihre Taten in vorherigen Leben bestimmt. Dieses Karman-Konzept verknüpft das eigene Ergehen in einer gerechten und quasi naturgesetzlichen Art und Weise mit dem eigenen Tun, sodass die Ungerechtigkeit, die anscheinend in der Welt herrscht, durch eine mehrere Leben umfassende Gerechtigkeit aufgehoben wird. Die dieser Gerechtigkeit zugrundeliegende Ordnung sowie die

Rechte und Pflichten, die jedes Lebewesen in der Welt aufgrund dieser Ordnung hat, heißt Dharma.

Dass es verschiedene Lebewesen mit unterschiedlichen Fähigkeiten, Rechte und Pflichten gibt, wird durch die jeweiligen Taten der Lebewesen in vorherigen Leben bestimmt. Dass aktuelle Leben, die Stellung in Welt und Gesellschaft wird durch die Geburt (Jāti) festgelegt. Jāti bezeichnet auch die Art eines Lebewesens und die soziale Stellung eines Menschen. Auch wenn der Dharma grundsätzlich die ganze Welt regelt, ist er doch für jedes Lebewesen je nach Gattung, Art, Stellung, Geschlecht und Lebensalter unterschiedlich, sodass jedes Lebewesen einen eigenen Dharma (Svadharmā) hat. Der jeweilige Svadharmā bestimmt Rechte und Pflichten eines Wesens. So gehört es zum Dharma eines Tigers oder eines Kriegers, zu jagen, zu töten und Fleisch zu essen, während dies nicht dem Dharma anderer Tiere oder gesellschaftlicher Gruppen entspricht. Es gibt keinen für alle Menschen identischen Kanon von Rechten und Pflichten, sondern jede gesellschaftliche Gruppe, jedes Geschlecht und jede Lebensphase kann andere Ansprüche stellen und hat andere Aufgaben zu erfüllen.

Der traditionelle Hindu-Dharma basiert also grundsätzlich auf einer Vorstellung von einer Menschheit in Ungleichheit. Die Menschen der vier Stände oder Hauptkasten (Varna) haben eine hierarchisch abgestufte Stellung inne, während diejenigen, die keinem dieser vier Stände angehören, weitgehend ausgeschlossen, unterdrückt und rechtlos sind. Innerhalb der vier Hauptstände gibt es eine Vielzahl von Kasten (Jāti), die wiederum unterschiedliche Stellungen, Aufgaben und Pflichten haben. Auch zwischen den Rechten und Pflichten von Männern und Frauen bestehen erhebliche Unterschiede. Außerdem hängt das, was Menschen geboten, erlaubt oder verboten ist, davon ab, in welcher Lebensphase sie sich gerade befinden. Gegen diese im Dharma begründete Ungleichheit gibt es natürlich Proteste, etwa von den durch die Kastenstrukturen unterdrückten Dalits oder von Feministinnen.

Nach traditionellen Hindu-Lehren sollen alle Menschen in je nach Stellung unterschiedlicher Weise in ihrem Leben drei oder vier Lebensziele verfolgen. Das erste Lebensziel besteht danach in der Erfüllung der jeweils eigenen Pflichten (Dharma) also in so etwas wie einer nach den gesellschaftlichen Werten und Normen tugendhaften Lebensführung. Das zweite Lebensziel umfasst das Streben nach sozialem, wirtschaftlichem und politischem Erfolg (Artha). Das dritte Lebensziel ist dann der Genuss (Kāma) sexueller, kulinarischer, künstlerischer oder sonstiger Freuden.

Einige Traditionen nennen neben diesen drei innerweltlichen Zielen noch ein viertes Lebensziel, nämlich die Befreiung, Mokṣa, die darin bestehe, aus dem Kreislauf der Wiedergeburten auszubrechen. Als Wege zu diesem außerweltlichen Ziel des Mokṣa gelten vor allem die Erkenntnis (Jñāna), das rituelle oder ethische Handeln (Karman) frei von Begierden sowie die religiöse Hingabe (Bhakti) an eine Gottheit.

6.2.5 Menschenbilder im Buddhismus

Das Menschenbild des Buddhismus basiert wie das des Hinduismus auf der Vorstellung von einem Kreislauf, in dem Lebewesen gemäß ihrem Handeln (Karman) immer wiedergeboren werden. Allerdings kennt die buddhistische Lehre im Gegensatz zum Hinduismus keinen festen Wesenskern, kein Selbst (Ātman), das von einem Körper in den nächsten wandeln würde. Diese Lehre vom Fehlen eines solchen beständigen Kerns, einer ewigen Seele wird als Anātman-Lehre bezeichnet. Der Mensch ist also das Ergebnis einer Wiedergeburt aufgrund früherer Taten und führt durch seine Taten wiederum zu einer neuen Wiedergeburt. Es gibt in

diesem Prozess der Wiedergeburt aber keinen gleichbleibenden Kern der Person, der wiedergeboren würde.

Nach der buddhistischen Lehre handelt es sich beim Menschen vielmehr um eine Ansammlung von Daseinsfaktoren, die in Abhängigkeit voneinander entstehen. Zu den Daseinsfaktoren gehören nach der buddhistischen Lehre fünf Gruppen (Skandha), nämlich die Gruppe der Gestalt oder Körperlichkeit (Rūpa), also der materielle Körper, die Gruppe der Empfindungen oder Gefühle (Vedanā), die beim Kontakt der Sinnesorgane mit der Außenwelt entstehen, die Gruppe der Wahrnehmungen (Saṃjñā), die aus den Empfindungen hervorgehen, die Gruppe der Geistesformationen (Saṃskāra), mit denen der Mensch auf seine Wahrnehmungen reagiert, und die Gruppe des Bewusstseins (Vijñāna), in dem sich der Mensch seiner Geistesformationen bewusst wird. Diese Daseinsfaktoren erklären vollständig die Wirklichkeit des Menschen, sie setzen keinen festen Wesens- oder Persönlichkeitskern voraus, dem sie als Attribute zukämen.

Wie es nun ohne einen solchen Persönlichkeitskern zu einer solchen Ansammlung von Daseinsfaktoren kommt, erklärt die Lehre vom bedingten Entstehen oder dem Entstehen in Abhängigkeit (Pratītya-Samutpāda). Ihre am weitesten verbreitete Gestalt ist die einer Kette mit zwölf Gliedern. Möglicherweise ist diese Kette aus mehreren kürzeren Reihen zusammengesetzt. Der Prozess des Entstehens in Abhängigkeit beginnt mit der Unwissenheit (1. Avidyā), dem Anfang allen Übels. Die Unwissenheit führt zur Entstehung der Geistesformationen (2. Saṃskāra), die das Karma hervorbringen. Der Saṃskāra bildet seinerseits die Grundlage des Bewusstseins (3. Vijñāna), das zu Identifikationen führen kann. Durch diese Identifikationen entstehen Name und Gestalt (4. Nāma-Rūpa), die als mentale und körperliche Seite des Menschen gedeutet werden können. Sie bringen die sechs Sinnesorgane (5. Ṣaḍ-Āyatana) hervor, die durch Kontakt (6. Sparśa) mit Sinnesobjekten Empfindungen (7. Vedanā) verursachen. Dies kann zu Begehren oder Durst (8. Tarṣa oder Tṛṣṇā) führen. Dieses Begehren veranlasst beim Menschen ein Anhaften (9. Upādāna) an Dingen und Vorstellungen, welches einen neuen karmischen Entstehungsprozess (10. Bhava) auslöst, der zu einer neuen Geburt (11. Jāti) und schließlich zu Alter und Sterben (12. Jarāmaraṇa) führt. Die einzige Kontinuität in diesem Prozess des Entstehens und Vergehens ist die Abhängigkeit der einzelnen Glieder voneinander, aber keine Seele oder kein beständiger Wesenskern des Menschen.

6.2.6 Menschenbilder im Daoismus

Der Daoismus hat wie die meisten chinesischen Traditionen ein ganzheitliches Menschenbild, in dem nicht streng zwischen körperlichen, seelischen und geistigen Aspekten des Daseins unterschieden wird. Der Mensch soll nach dem Prinzip des Dào leben, das im Menschen als Mikrokosmos genauso wirksam ist wie in der ganzen Welt als Makrokosmos. Die Menschen sollen in Harmonie mit dem Dào leben, um ein langes Leben zu erreichen oder sogar zu Unsterblichen zu werden.

Im Menschen wirken die Lebensessenz oder Vitalität (Jīng), die besonders mit Kreativität und Sexualität in Verbindung gebracht wird, die fließende Lebenskraft Qì, die körperliche und spirituelle Lebensvorgänge in Gang hält, sowie Shén, das Geist und Bewusstsein umfasst. Um gesund und lange leben zu können, müssen diese Kräfte erhalten werden und das Qì natürlich im Körper fließen können. Viele daoistische Praktiken der Körperübung und Meditation dienen dazu, den Fluss des Qì zu fördern.

Wie überall in der Welt besteht auch in den Menschen der komplementäre Gegensatz von Yīn und Yáng. Yīn bezeichnet das dunkle, weiche, kalte, strukturfeste und weibliche Prinzip, Yáng

das helle, harte, heiße, aktive und männliche Prinzip. Auch wenn also Yīn als weiblich und Yáng männlich gelten, so sind doch beide Prinzipien in jedem Menschen vorhanden und sollten in einem harmonischen Wechselverhältnis stehen.

Die fünf Elemente oder besser Wandlungsphasen der chinesischen Philosophie sind auch im Menschen vorhanden und werden dort jeweils mit bestimmten Organen und Meridianen in Zusammenhang gebracht. Der Wechsel der Wandlungsphasen im Laufe eines Tages oder eines Jahres zeigt sich in den Menschen genauso wie in allen anderen Erscheinungen in der Natur.

6.2.7 Menschenbilder in Befreiungstheologien und inklusiven Theologien

Ein wichtiger Beitrag der verschiedenen Befreiungstheologien und inklusiven Theologien zur theologischen Lehre von den Menschen besteht in der Kritik von Menschenbildern, die Merkmale einzelner Menschengruppen als Wesenszüge einer vermeintlichen allgemeinemenschlichen Essenz darstellen. So kritisieren feministische Theologinnen das meist stark männlich geprägte Menschenbild der Weltreligionen, in dem Frauen dann oft als eine minderwertige Form des Menschen angesehen werden. Queer oder LGBTQ-Theologien kritisieren ein ausschließlich heterosexuell und/oder binär-sexuell definiertes Menschenbild. Antirassistische Theologien richten sich gegen ein eurozentrisches „weißes“ Menschenbild. Inklusive Theologien lehnen die Identifizierung des Menschseins mit bestimmten Vorstellungen körperlicher und geistiger Gesundheit ab. Insgesamt betonen all diese Ansätze, dass die Menschen nur in ihrer Vielfalt und Unterschiedlichkeit das Menschsein umfassend darstellen können, ohne dass diese Unterschiedlichkeit zwischen den Menschen zu einer diskriminierenden Abstufung ihres Wertes führen dürfe.

Eine weitere wichtige Einsicht von Befreiungstheologien ist, dass das individuelle Menschsein eines jeden Menschen immer von dem gesellschaftlichen und kulturellen Kontext geprägt ist. Menschen leben nicht einfach nur als Menschen, sondern immer als Menschen in einer bestimmten sozialen Stellung, mit bestimmten kulturellen Prägungen und bestimmten wirtschaftlichen und politischen Möglichkeiten. Für die theologische Lehre von den Menschen ist es wichtig, diesen konkreten Kontext zu berücksichtigen. Mit der Betonung des gesellschaftlichen Umfelds wird häufig auch der individuellen Körperlichkeit eine größere Aufmerksamkeit geschenkt.

6.2.8 Menschen und andere Lebewesen

Subjekte menschlicher Religionen und menschlicher Theologie sind dem Begriff nach Menschen. Daher stehen Menschen in der Theologie auch als Gegenstand in der Regel verständlicherweise im Zentrum. Damit ist aber in keiner Weise ausgeschlossen, dass sich einige Aspekte religiöser Menschenbilder auch auf Tiere und andere Lebewesen übertragen lassen.

6.3 Theologisch bedeutsame Aspekte der Menschenbilder

In diesem Abschnitt werden einige theologisch bedeutsame Aspekte der religiösen Menschenbilder vergleichend behandelt. Dazu gehören die Betrachtung des Menschen als eines Geschöpfes oder als Ergebnis einer Wiederverkörperung, das Verhältnis zwischen Körper, Seele und Geist als Bereichen des menschlichen Seins, die Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Menschen und ihre Beurteilung, die Frage der Willens- und Handlungsfreiheit der Menschen, die Aufgaben und Funktionen der Menschen, ihre Bewertung, Anfang und Ende des individuellen menschlichen Lebens sowie die Frage, was nach dem Tod mit den Menschen geschieht.

6.3.1 Die Menschen als Geschöpfe Gottes oder als Wiederverkörperungen

In den monotheistischen Religionen ist für das Menschenbild das Verhältnis der Menschen zu ihrem Schöpfer von herausragender Bedeutung. Auch wenn es kleine Unterschiede in den Einzelheiten gibt, gelten die Menschen in diesen Religionen in erster Linie als Geschöpfe des einen Gottes. Damit verbunden sind für die Menschen bestimmte Aufgaben, Rechte und Pflichten, aber auch eine besondere Würde. In der jüdisch-christlichen Bibel wird diese Würde vor allem damit begründet, dass die Menschen von Gott nach seinem Ebenbild geschaffen seien, im Islam taucht dieser Begriff so nicht auf, aber sogar die Engel müssen sich vor Adam verneigen. In allen monotheistischen Religionen sind die Menschen von Gott für eine besonderen Aufgabe geschaffen worden. Der Mensch ist Statthalter Gottes auf Erden, ist von ihm zur Beherrschung, Bebauung und Bewahrung der Erde und der übrigen Geschöpfe beauftragt. Die Menschen nehmen somit in der Schöpfung eine Sonderstellung ein, sie stehen einerseits in einem einzigartigen Verhältnis zu ihrem Schöpfer, andererseits sind sie als besondere Wesen über alle übrigen Geschöpfe erhoben.

In den indischen Religionen spielt für das Menschenbild dagegen eine Schöpfung der Menschen durch eine Gottheit keine bedeutende Rolle. Die Menschen befinden sich wie andere Lebewesen und sogar Gottheiten in einem ewigen Kreislauf der Wiedergeburten. Die Entstehung eines Menschen ist automatische Folge der Taten (Karman) eines früheren Menschen oder auch eines anderen Lebewesens. In den Hindu-Traditionen wird eine ewige Seele (Ātman) angenommen, die sich in verschiedenen Gestalten verkörpert, dabei aber in ihrem Kern in allen Wiedergeburten unverändert bleibt. Da sich der Ātman eines Menschen auch in Tieren wiederverkörpert und danach dann wieder in Menschen, gibt es keine scharfe Grenze zwischen Menschen und anderen Lebewesen. Der Buddhismus lehnt dagegen die Vorstellung von einer ewigen Seele ab, hier sind es vorübergehende Daseinsfaktoren, die einander bewirken. Dabei gibt es auch im Buddhismus keinen prinzipiellen Unterschied zwischen Tieren, Menschen und Göttern. Allerdings sind nur Menschen dazu in der Lage, das Erwachen (Bodhi) zu erlangen und dadurch aus dem Kreislauf der Wiedergeburten auszubrechen. Anderen Tieren fehlen dazu die geistigen Fähigkeiten, um die buddhistische Lehre verstehen zu können, den Göttern fehlt es an leidvollen Erfahrungen, um nach dieser Erkenntnis zu streben.

Auch in den religiösen Traditionen Chinas spielt für das Menschenbild ein Schöpfergott keine bedeutende Rolle. Hier entspricht der Mensch als Mikrokosmos prinzipiell dem Makrokosmos der ganzen Welt. Wie die Welt als ganze ist auch der individuelle Mensch von der dynamischen und komplementären Beziehung von Yīn und Yáng sowie vom beständigen Wechsel der fünf Elemente oder Wandlungsphasen geprägt. Die Menschen sollen ihr Leben in Übereinstimmung mit dem alles in der Welt durchdringenden Dào führen. Dazu bedarf es grundsätzlich keiner Beziehung zu einer persönlichen Gottheit. Die sehr unterschiedlichen Gottheiten des Daoismus gelten als Repräsentationen des unpersönlichen Dào, von Yīn und Yáng oder der fünf Elemente. Sie können auch als innere Gottheiten im Körper des Menschen wirken und in der Meditation realisiert werden. Da die Menschen das Dào auch in ihrem Körper und in ihrer Lebensführung verwirklichen können, sind sie nicht unbedingt auf eine außerhalb von ihnen wirkliche und wirkende Gottheit angewiesen.

Menschen, die ihr Herz an ein personales Wesen hängen, tendieren sicher leichter dazu, auch sich selbst im Gegenüber zu diesem personalen Wesen vorzustellen, also zum Beispiel als Geschöpfe einer persönlichen Gottheit. Die Vorstellung, dass die Menschen von einem Schöpfergott gewollt und geschaffen worden sind, kann ihrem Leben Sinn und Orientierung

geben, als Leben schenkend und Heil bringend erfahren werden. Wenn die Menschen, so wie sie sind, von Gott geschaffen worden sind, ist für einen monotheistischen Menschen damit wohl auch die Würde des Menschen hinreichend begründet. Für andere Menschen ist das Konzept einer Wiederverkörperung als Ergebnis von Taten in früheren Leben eine sinnvollere Vorstellung. Diese Vorstellung vermag gegenwärtige Ungleichheiten recht überzeugend zu erklären, birgt damit aber auch die Gefahr, Ungerechtigkeiten zu rechtfertigen und somit einen Kampf gegen diese Ungerechtigkeiten zu erschweren und Veränderungen zu verhindern. Auch die Vorstellung eines harmonischen Gleichgewichts in den Menschen und in der Welt und die damit verbundenen Forderung, nicht in den Lauf des *Dào* einzugreifen, kann unter Umständen den Widerstand gegen Ungerechtigkeiten behindern. Dafür kann dieses Menschenbild ein Leben respektierendes und heilvolles Verhalten im Umgang mit Natur und Mitmenschen fördern. Da jedes religiöse Menschenbild Vorteile aufweist, aber auch Gefahren in sich birgt, ist es förderlich, wenn jeder Mensch, unabhängig davon, welches Menschenbild er persönlich hat, bereit ist, von anderen Traditionen und ihren Menschenbildern zu lernen.

6.3.2 Körper, Seele und Geist: Modelle des Menschen

Ein weiteres wichtiges Thema religiöser Menschenbilder ist, wie das Verhältnis zwischen den körperlichen, seelischen und geistigen Aspekten des Menschseins betrachtet wird. Die Menschen können entweder als eine zusammengehörige Einheit oder als ein Konglomerat aus einzelnen Elementen, die auch unabhängig voneinander bestehen können, betrachtet werden.

In den monotheistischen Traditionen wird in der Regel zwischen dem aus Lehm geschaffenen, körperlichen Menschen und seinem Lebensodem, dem ihm Gott eingehaucht hat, unterschieden. Ursprünglich handelt es sich dabei allerdings nicht um zwei voneinander getrennte oder trennbare Wesenheiten, sondern um einen Menschen, der durch die Belebung des Fleisches entstanden ist. Der Lebensodem ist ein belebender Hauch, eine Energie, aber keine mentale Wirklichkeit. Die hebräischen Begriffe *Nēšamah*, *Nefeš* und *Rūah*, mit denen dieser belebende Hauch in der Bibel bezeichnet wird, werden daher in den griechischen und lateinischen Übersetzungen auch richtigerweise mit *Pneuma* beziehungsweise *Spiritus* bezeichnet und nicht mit *Nus* oder *Mens*. Es ist eine Kraft, die den Körper belebt, keine unabhängig vom Körper bestehende, substanzhafte Seele. Erst später verbreitete sich wohl unter dem Einfluss des griechischen philosophischen Denkens die Vorstellung von einer substanzhaft gedachten Seele, die im Gegensatz zum Körper steht. Auf diese Weise ist ein zwei- oder dreigeteiltes Menschenbild entstanden, das bis heute weit verbreitet ist. Nach dieser Vorstellung besteht der Mensch aus Körper und Seele beziehungsweise aus Körper, Seele und Geist. Dabei wird dann der Geist oder auch die Seele nicht als belebende, spirituelle Energie verstanden, sondern als eine immaterielle, mentale Substanz.

Das indische religiöse Denken kennt im Welt- und im Menschenbild eine strikte Dualität zwischen dem ewigen, unveränderlichen Bewusstsein des Selbst und der veränderlichen, materiellen Welt der Erscheinungen. Viele Traditionen unterscheiden streng zwischen dem als männlich konzipierten *Ātman* oder *Puruṣa*, dem ewigen Selbst, dem rein passivem Beobachter und dem Bewusstsein einerseits und der weiblich gedachten *Māyā* oder *Prakṛti*, der sich wandelnden, körperlichen Erscheinung, der aktiven Natur oder der Energie andererseits. Als dualistisch (*dvaita*) bezeichnete Traditionen wie das *Sāṃkhya* betrachten beide Aspekte der Wirklichkeit als real, während die sogenannten monistischen (*advaita*) Schulen wie der *Advaita-Vedānta* die *Māyā* als irrealen Schein betrachten, sodass der mit dem Brahman identische *Ātman* als einzige Wirklichkeit angesehen werden kann. In beiden Richtungen wird die illusorische beziehungsweise reale Verstrickung des Bewusstseins in die *Māyā* oder die

Prakṛti als unheilvoll und zu überwinden betrachtet. Eine positivere Wertung der weiblichen Natur oder Energie sowie der Verbindung des Bewusstseins mit der Energie findet sich dagegen in tantrischen, vor allem in śāktischen, religiösen Strömungen, in denen der Körper das Mittel zur Erlösung, zur Verwirklichung und zum Heil darstellt. Dieses Heil besteht gerade in der Begegnung von Bewusstsein und Energie oder Seele und Körper. Auch einige theistische Religionen Indiens können die materielle Welt und den Körper positiv als den Ort, an dem sich das kreative göttliche Spiel (Līlā) ereignet, betrachten.

In den chinesischen Religionen herrscht insgesamt deutlich ein ganzheitliches Menschenbild vor. Eine klare Unterscheidung zwischen Körper und Seele oder Geist wird nicht vorgenommen. In den Menschen wirken wie überall in der Welt die beiden Prinzipien Yīn und Yáng, die aber keinen konträren Gegensatz bilden, sondern eine komplementäre Dualität, die sich in einem harmonischen Ausgleich befinden soll.

Religiöse Menschen können in sich selbst also entweder einen klaren Gegensatz zwischen Körper und Seele oder auch zwischen Körper, Seele und Geist konzipieren oder eine harmonische Einheit zwischen diesen Prinzipien. Die erste Vorstellung ist häufig mit einer Ablehnung des Körpers, des Weiblichen und oft auch der Sexualität verbunden. Für ein gesundes, lebensbejahendes und ganzheitliches Leben scheint mir die zweite Auffassung daher sehr viel hilfreicher und heilbringender zu sein.

6.3.3 Geschlechter, Völker und Klassen: Menschen in Unterschiedlichkeit

Menschen leben immer in einer Vielfalt und Unterschiedlichkeit. Zentrale Unterschiede zwischen Menschen sind vor allem das Geschlecht, die ethnische Zugehörigkeit und die soziale Gruppe oder Klasse. All diese Unterschiede zwischen Menschen sind auch für die religiösen Menschenbilder und die theologischen Anthropologien bedeutsam.

Die Geschlechtlichkeit der Menschen wird in den Religionen vor allem in der Dualität von Frauen und Männern thematisiert. Die religiösen Vorstellungen über diese beiden Geschlechter lassen sich prinzipiell auch auf diverse andere Geschlechtszugehörigkeiten übertragen. In der feministischen und kulturwissenschaftlichen Geschlechtertheorie wird zwischen dem natürlichen oder biologischen Geschlecht (Sex) und dem kulturell und sozial definierten Geschlecht (Gender) unterschieden. Die Geschlechtlichkeit als Thema des religiösen Menschenbildes gehört in den Bereich des Gender.

Die großen monotheistischen Traditionen unterscheiden die Menschen in der Regel in zwei Geschlechter: Frauen und Männer. Sowohl die Bibel als auch der Qurʾān enthalten Texte, die Frauen und Männer als unterschiedlich, aber gleichwertig darstellen. Das bekannteste Beispiel ist wohl die biblische Aussage, dass Gott den Menschen als Mann und Frau nach seinem Ebenbild erschaffen habe (Gen 1,27). Daneben gibt es aber auch in den heiligen Schriften der monotheistischen Religionen sowie in ihren späteren Traditionen viele Beispiele dafür, dass Frauen und Männer nicht als gleichwertig angesehen werden. Einen Ansatzpunkt dafür kann die aus dem zweiten Schöpfungsmythos der Bibel entnommene Vorstellung, die Frau sei aus einer Rippe des Mannes erschaffen worden, bieten. In patriarchalischen Gesellschaften, die die monotheistischen Religionen geprägt haben und zum Teil auch heute noch prägen, können Frauen als den Männern untergeordnet und mit weniger Rechten ausgestattet betrachtet werden. Auch die Gesellschaften Südasiens und Ostasiens sind deutlich patriarchalisch geprägt. Daher finden sich auch in den Menschenbildern der dort entstandenen Religionen einige Aspekte, in denen die Frauen den Männern untergeordnet werden. Besonders deutlich ist dies in den unterschiedlichen Rechten und Pflichten der Männer und Frauen nach dem

Hindu-Dharma. Aber auch im Buddhismus und den Religionen aus Ostasien ist die Stellung von Frauen und Männern keinesfalls völlig gleichberechtigt.

Die religiösen Traditionen haben sowohl dazu gedient, die unterschiedliche Stellung und Behandlung zwischen gesellschaftlichen Gruppen, Ständen und Klassen, zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft und Hautfarbe oder verschiedener Religionen zu rechtfertigen, als auch dazu, solche Unterschiede als Ungerechtigkeit zu kritisieren und zu bekämpfen. Sie können sowohl auf der Seite der Herrschenden als auch auf der Seite der Unterdrückten stehen.

Heute sollte es für alle Religionen selbstverständlich sein, einerseits die Verschiedenheit und Vielfalt der Menschen uneingeschränkt zu akzeptieren und gutzuheißen, andererseits für die Gleichberechtigung aller Menschen unabhängig von Geschlecht, sexueller Orientierung, Hautfarbe, ethnischer und sozialer Herkunft einzutreten.

6.3.4 Die Frage der Willens- und Handlungsfreiheit

Eine wichtige Frage für religiöse wie für andere Menschenbilder ist die Frage, inwiefern Menschen frei über ihren Willen und ihre Handlungen bestimmen können. In gewissem Maße gehen alle religiösen Traditionen vor allem in ihren ethischen Forderungen davon aus, dass sie dies können. Sonst wären weder Weisungen und Gebote Gottes oder moralische Prinzipien noch das Konzept einer Belohnung für gute Taten, einer Bestrafung für schlechte Taten oder eines allgemeinen Tun-Ergehens-Zusammenhangs der Karman-Lehre wirklich sinnvoll. Allerdings gibt es in allen Religionen auch Vorstellungen, die eine solche Willens- und Handlungsfreiheit der Menschen deutlich einschränken.

In den monotheistischen Religionen wird häufig der Gedanke vertreten, dass dieser eine Gott allmächtig und allwissend sei. Einige gehen sogar soweit, dass Gott jedes Ereignis in der Welt bewirke oder sogar schon von Ewigkeit her vorherbestimmt habe. Dies würde den Menschen praktisch keine Handlungsfreiheit mehr lassen. Damit würde dann aber auch jede Form der Belohnung oder Bestrafung der Menschen für das, was sie getan haben, weil Gott es so vorherbestimmt und bewirkt hat, vollkommen unsinnig oder pervers werden. Ein Gott, der Menschen zur Verdammnis vorherbestimmt und sie für das bestraft, was er selbst sie tun lässt, kann bei allem Respekt und guten Willen menschlicherseits nur als perverser Sadist angesehen werden. Selbst wenn es einen solchen Gott gäbe, hätten Menschen wohl keinen guten Grund, an ihn zu glauben. Theologisch erscheint es mir sehr viel heilvoller, auf Allmacht, Allwissenheit und Vorherbestimmung Gottes zu verzichten als auf die Freiheit des Menschen.

Neben der Vorstellung, Gott sei allmächtig, können aber auch andere Faktoren die Freiheit der Menschen einschränken. Da ist erstens die Freiheit der anderen Menschen zu nennen. Da die Freiheit eines Menschen nicht sinnvoll begründet werden kann, indem sie anderen Menschen abgesprochen wird, muss die Freiheit der Menschen notwendigerweise eine begrenzte, eingeschränkte Freiheit sein, keine absolute. Die andere religiös bedeutsame Einschränkung der Willens- und Handlungsfreiheit des Menschen ist die Einschränkung durch die Sünde. Dieser Gedanke wird besonders im Christentum betont, wo der Mensch durch die Erbsünde geradezu als zur Sündigkeit verdammt angesehen wird, sodass er nur noch durch die Gnade Gottes überhaupt zum Guten und zur Erlösung fähig ist. Auch wenn hinter dem Gedanken der Sünde durchaus richtige Einsichten in die Natur der Menschen und ihre Verstrickung in sündhafte Strukturen zu erkennen sind, erscheint mir die Vorstellung von einer ererbten grundsätzlichen Sündhaftigkeit aller Menschen wenig heilsam und sinnstiftend.

In den Religionen indischen Ursprungs wird die Willens- und Handlungsfreiheit der Menschen vor allem durch ihr Karman, also durch die eigenen Taten in diesem und früheren Leben eingeschränkt. Dieses Konzept kann wie eine individualisierte Variante der Erbsünde erscheinen, jedoch setzen alle indischen Religionen grundsätzlich voraus, dass alle Lebewesen sich weiterentwickeln können und dass aus der menschlichen Lebensform eine Erlösung aus eigener Kraft möglich ist.

Der Daoismus geht prinzipiell von einer Willens- und Handlungsfreiheit der Menschen aus. Allerdings ist ein harmonisches Leben nur im Einklang mit dem Dào möglich. Wer sich dem Dào widersetzt, schadet sich also selbst. Daher besteht das Ideal des Daoismus nicht in einem freien Handeln des Menschen, sondern gerade im Nicht-Handeln (Wúwéi).

6.3.5 Aufgaben und Funktionen der Menschen

In den religiösen Traditionen der Menschheit werden den Menschen verschiedene Aufgaben und Funktionen zugewiesen. In den monotheistischen Religionen heißt es zum Beispiel, die Menschen sollten als Statthalter Gottes auf Erden wirken, die Erde und die anderen Geschöpfe beherrschen, aber auch bewahren. Während der sogenannte Herrschaftsauftrag manchmal als Rechtfertigung für die Ausbeutung der Natur benutzt wurde, sollte heute vor allem der Aspekt des Bewahrens hervorgehoben werden. In den südasiatischen und ostasiatischen Religionen wird der Mensch sehr viel stärker als ein Teil der Natur angesehen. Daher muss er sich den Naturgesetzen anpassen. Besonders deutlich wird dies in dem daoistischen Ideal des Lebens in Übereinstimmung mit dem Dào durch Nicht-Handeln (Wúwéi). In den Hindu-Traditionen muss jeder Mensch seinem durch Herkunft und Lebensphase bestimmten Dharma folgen. Im Buddhismus steht dagegen die Befolgung der buddhistischen Lehre im Vordergrund. Allerdings ist grundsätzlich in Hinduismus und Buddhismus, und noch mehr im Jainismus, der Gedanke des Nicht-Verletzens (Ahimsā) aller anderen Lebewesen zentral.

6.3.6 Bewertung der Menschen in den Religionen

Die verschiedenen religiösen Traditionen bewerten die Menschen unterschiedlich. In den monotheistischen Religionen gilt der Mensch zunächst einmal als gutes Geschöpf Gottes. In der islamischen Tradition wird der Mensch sogar über die Engel gestellt, die sich vor ihm verneigen sollen. Zwar sündigen die Menschen nach dem Islam zu allen Zeiten, doch Gott hat den ersten Menschen ihre Sünde vergeben und es gibt keine Übertragung der Sünde auf die Nachkommen. Somit hat jeder Mensch wieder die Möglichkeit, ein gerechtes Leben zu führen und wird nur nach seinen eigenen Taten gerichtet.

Die biblische Tradition kennt dagegen schon von Anfang an, also bei Adam und Eva, eine grundlegende Verletzung des richtigen Verhältnisses zwischen Gott und Mensch durch die Sünden der Menschen. Es gibt außerdem die Vorstellung, dass sich die Sünden der Menschen auf ihre Nachkommen übertragen und alle Menschen müssen unter den Folgen des Verstoßes von Adam und Eva gegen die Anweisungen Gottes leiden. Die christliche Theologie hat diesen Gedanken zu einer Lehre von der Erbsünde weiterentwickelt, die besagt, dass alle Menschen durch diese Ursünde vor Gott grundsätzlich Sünder sind. Daher sind sie auch auf die Erlösung durch Jesus Christus angewiesen. Die Beurteilung des Menschen an sich ist also im Christentum von allen monotheistischen Religionen am negativsten. Allerdings kann der Mensch, obwohl er von sich aus immer Sünder ist, durch das Erlösungshandeln Gottes in Jesus Christus gerechtfertigt sein.

In den indischen Religionen kann der Mensch grundsätzlich frei entscheiden, ob er sich gut oder schlecht verhält, und erhält dann im nächsten Leben ein seinem Karman entsprechendes Schicksal. Viele indische Traditionen sehen aber den gesamten Kreislauf der Wiedergeburten als etwas Negatives an, sodass das menschliche Leben insgesamt schlecht ist. Jeder Mensch hat dieses schlechte Schicksal durch seine Taten in früheren Leben verursacht, daher hat das Menschenbild einen recht pessimistischen Zug. Allerdings kann der Mensch auch im Gegensatz zu anderen Wesen in diesem Leben den Weg zur Erlösung finden, sodass er innerhalb dieser Welt in gewisser Weise ein besonders bevorzugtes Wesen ist. Nach buddhistischer Lehre hat der Mensch in dieser Hinsicht sogar einen Vorzug gegenüber den Göttern. Der Weg zur Erlösung besteht im Buddhismus in der Erkenntnis der Lehre des Buddha. Die Hindu-Traditionen kennen neben dem Weg der Erkenntnis noch den Weg des Handelns und den Weg der Hingabe an eine Gottheit. Es gibt aber auch Hindu-Traditionen, die diese Welt nicht ganz so negativ beurteilen und das Leben in ihr als Teilnahme am göttlichen Spiel durchaus hochschätzen können.

6.3.7 Beginn des individuellen Lebens

Der Anfang des menschlichen Lebens wird in den verschiedenen Religionen durchaus unterschiedlich definiert. Diese Frage ist für die Beurteilung einiger ethischer Fragestellungen rund um Schwangerschaft und Schwangerschaftsabbruch besonders bedeutsam.

Die meisten religiösen Traditionen der Hindus und Buddhisten sowie die katholische Kirche und auch viele andere christliche Strömungen sehen die Zeugung, die Vereinigung von Samenzelle und Eizelle als Beginn des individuellen Lebens an. Für Hindus und Buddhisten hat der Prozess des Lebens natürlich schon viel früher begonnen, da das jetzige Leben die Folge von Handlungen in früheren Leben ist. Für die meisten Hindus ist der Ātman des Menschen ewig, sodass sich eigentlich gar kein Anfang angeben lässt. Viele Juden und Anhänger der malikitischen Rechtsschule im Islam sehen den 40. Tag der Schwangerschaft als Beginn des eigentlich menschlichen Lebens an. Die hanafitische Rechtsschule geht dagegen davon aus, dass die Beseelung erst am 120. Tag der Schwangerschaft stattfindet.

6.3.8 Leben und Tod: Was passiert nach dem Tod?

Am Ende Lebens erwartet alle Menschen der Tod. Doch viele religiöse Menschen glauben, dass der Tod nicht das Ende ist, sondern dass es danach in irgendeiner Form weitergeht. Prinzipiell lassen sich zwei Grundkonzepte des Weiterlebens unterscheiden, ein eher lineares Modell, nach dem sich das Leben nach dem Tod in einer neuen Welt ohne Tod fortsetzt, und ein zyklisches Modell, das von einer Rückkehr in ein weiteres Leben in dieser Welt ausgeht.

In den monotheistischen Religionen aus Südwestasien herrscht das lineare Modell vor. Nach dem Tod kommt es nach der Vorstellung vieler Menschen dieser Traditionen zu einer Auferstehung von den Toten und zu einem Weiterleben entweder in einem himmlischen Reich oder in einer Art von Hölle. In der jüdischen Bibel gibt es die Vorstellung einer Totenwelt, in der die Menschen nach dem Tod als Schattenwesen getrennt von Gott weiter existieren. Später setzt sich dann im Judentum und dann auch im Christentum und im Islam die Vorstellung von einer Auferstehung der Toten durch. Das, was dann kommt, kann als Leben in einem paradiesischen Zustand, in einem messianischen Reich Gottes, in Himmel oder Hölle konzipiert werden. Über das Schicksal der Toten wird dabei in einem Gericht entschieden, viele Anhänger monotheistischer Traditionen betonen aber besonders die Barmherzigkeit und Vergebung Gottes, sodass sie eine ewige Verdammnis eher ablehnen. Das Verhältnis zwischen

den Vorstellungen über die Ereignisse direkt nach dem individuellen Tod und einem Jüngsten Gericht am Ende der Zeiten kann auch sehr unterschiedlich bestimmt werden.

Im Judentum gibt es sowohl Vorstellungen von einer körperlichen Auferstehung und einem messianischen Reich am Ende der Zeiten als auch von einer unsterblichen Seele. Viele Juden lehnen es aber ab, sich zu viele Gedanken über diese Dinge zu machen, da es sehr viel wichtiger sei, das jetzige Leben in Gemeinschaft mit Gott zu führen. Der christliche Glaube setzt voraus, dass die Menschen leiblich auferstehen, wie Jesus auferstanden ist. Die Vorstellungen darüber, wie der Leib der Auferstehung beschaffen sein wird, gehen dabei auseinander. Am Ende der Zeiten wird traditionell im Zusammenhang mit der Auferstehung ein apokalyptischer Endkampf mit dem Sieg des Guten, ein Jüngstes Gericht und das Kommen eines messianischen Himmelreiches erwartet. Daneben gibt es aber auch die Vorstellung, dass jeder Mensch nach seinem individuellen Tod vor Gott tritt. In der islamischen Tradition werden diese Konzepte in der Regel so kombiniert, dass die Seele eines Verstorbenen direkt nach dem Tod vom Körper getrennt, in den Himmel geführt und dann wieder im Grab mit dem Körper verbunden wird. Es folgt zunächst ein Zwischengericht über den Glauben des Toten, nach dem ihm schon einmal das Paradies oder die Hölle in Aussicht gestellt wird. Am Ende der Zeiten folgt dann die Auferstehung aller Toten und das Jüngste Gericht, danach gelangen die Menschen entweder ins Paradies oder in die Hölle.

In den indischen Religionen herrscht die Vorstellung vor, dass Menschen nach dem Tod je nach ihren Taten (Karman) wiedergeboren werden. Wer gut gehandelt hat, bekommt eine bessere Geburt, wer schlecht gehandelt hat, eine schlechtere. Allerdings wird der Kreislauf der Wiedergeburten insgesamt häufig als leidvoll und daher nicht erstrebenswert angesehen. Deshalb streben viele Hindus und Buddhisten danach, aus diesem Kreislauf auszubrechen und die Erlösung (Mokṣa beziehungsweise Nirvāṇa) zu erlangen. Diese Erlösung besteht für Buddhisten in einem völligen Verlöschen, für Hindus in einer unterschiedslosen und zugleich wonnevollen Einheit des Ātman mit dem Brahman. Daneben gibt es bei theistischen Hindus aber auch Vorstellungen von einem himmlischen Zusammenleben mit der verehrten persönlichen Gottheit in ihrer jeweiligen Himmelswelt.

Für die Vielfalt der daoistischen Strömungen lässt sich keine einheitliche Lehre zum Tod und dem Leben nach dem Tod bestimmen. Allerdings steht das Streben nach Unsterblichkeit im Zentrum daoistischer Religiosität. Diese Unsterblichkeit kann sowohl sehr körperlich als auch eher mystisch gedeutet werden. Die Unsterblichkeit wird häufig mit der Rückkehr zum Einen, zum Ursprung des Lebens gleichgesetzt.

Die Vorstellungen von einem Leben nach dem Tod können für viele religiöse Menschen sicherlich hilfreich sein, wenn sie als Symbole für die Überwindung des Leidens oder für ein erfülltes Leben verstanden werden. Wenn sie dagegen der Motivation zu gutem Verhalten durch Androhung von Strafen oder Versprechung von Belohnungen dienen sollen oder die Bedeutung des Lebens vor dem Tode relativieren, sind sie dagegen eher kritisch zu sehen.

6.4 Konstruktiv-theologischer Entwurf eines Menschenbildes

Da im konstruktiv-theologischen Entwurf zur Gotteslehre Gö/ott*in als Liebende*r, Geliebte*r und als die Liebe selbst bestimmt worden ist, dann sind die Menschen in religiöser Hinsicht vor allem durch ihre Fähigkeit, Liebe von anderen zu erfahren und selbst zu lieben, gekennzeichnet. Menschen können ihr Herz an jemanden oder etwas hängen, indem sie sie*ihn oder es lieben. Auf diese Weise können Menschen ein erfülltes Leben, Heil, Sinn und Orientierung in ihrem Dasein erfahren. Nach meiner Auffassung lässt sich diese theologische

Deutung der Menschen am besten mit einem Menschenbild verbinden, das die Menschen als einmalig, endlich, ganzheitlich, in konkreten Beziehungen lebende, liebende, fühlende und verletzbare, in ihrer Vielfalt und Unterschiedlichkeit wertvolle, trotz ihrer Beschränkungen in begrenzter Freiheit handelnde Personen deutet.

6.4.1 Die Einmaligkeit und Endlichkeit des menschlichen Lebens

Das menschliche Leben als ein Leben in Liebe und Fülle erhält nach meiner Ansicht die höchste Wertschätzung, wenn es als einmaliges, endliches und begrenztes Leben betrachtet wird. Es ist dieses eine Leben im Hier und Jetzt, in dem wir in den Begegnungen mit anderen Menschen Liebe empfangen und geben können. Gerade durch die Einmaligkeit unseres Lebens bekommen unsere Gefühle und Empfindungen, aber auch unsere Handlungen ihren besonderen Wert und Sinn. Eine Wiederholbarkeit des Lebens würde ihm diese Einmaligkeit nehmen und somit den Sinn und die Bedeutung dieses Lebens im Hier und Jetzt verringern. In einem unendlichen Leben hätten jeder einzelne Moment unseres Lebens und die Entscheidungen, die wir in diesem Moment treffen, nicht dieselbe Relevanz für unser Dasein, da wir unendlich viele Möglichkeiten hätten, sie zu revidieren und andere Möglichkeiten des Handelns auszuprobieren. Auch die Vorstellung, dieses Leben wäre nur eine Vorbereitung oder ein Test für ein zukünftiges ewiges Leben, nähme dem gegenwärtigen Leben in dieser Welt etwas von seiner Wichtigkeit. Daher erhält unser jetziges Leben seine Bedeutung und seinen Sinn gerade durch seine Einmaligkeit, Endlichkeit und Begrenztheit.

Wir müssen unser Leben, in das wir ohne unser Zutun hineingeworfen worden sind, in dieser Endlichkeit mit allen Einschränkungen und besonderen Umständen, die wir uns nicht selbst gewählt haben, leben. Da wir in dieses Leben ohne unser Zutun geworfen worden sind, können wir es aber auch als Geschenk erfahren. Wir haben uns nicht selbst hervorgebracht, wir müssen uns nicht selbst die Verantwortung oder Schuld dafür geben, wie, wann, wo und unter welchen Umständen wir geboren worden sind. Wir müssen versuchen, in diesem für uns zufälligen Leben, Erfüllung und Heil, Sinn und Orientierung zu finden oder sie ihm durch unser Empfinden, Erkennen und Handeln zu geben. Leben, Heil und Sinn sollten nicht in einem äußeren Grund, in einer außer ihm liegenden Ursache unseres Daseins oder einem zukünftigen Ziel gesucht werden, sondern in diesem begrenzten, endlichen und einmaligen Leben selbst.

6.4.2 Die untrennbare Ganzheitlichkeit der Menschen

Menschen sind ganzheitliche Subjekte, in denen der Körper, seelische Zustände, Gefühle und Empfindungen sowie geistige Wahrnehmungen, Erkenntnisse und Gedanken in einem engen, untrennbaren Zusammenhang stehen. Das Selbst der Menschen besteht nicht in einem einzigen Teil dieses komplexen Lebens, sondern in seiner Ganzheit. Wir sollten nicht versuchen, uns mit einer ewigen Seele zu identifizieren, die sich von unserem Körper und seinen physischen Zuständen trennen ließe. Menschen entwickeln ihre Identität, ihr Selbst, ihre seelischen und geistigen Eigenschaften, Vorlieben und Fähigkeiten immer in ihrem Körper mit seinen jeweils aktuellen physiologischen, hormonellen und neuronalen Eigenschaften. Gefühle, Gedanken, Erkenntnisse, Bewusstsein und Selbstbewusstsein entstehen immer in einem konkreten Körper mit seinen aktuellen physischen Zuständen. Menschen bestehen in dieser Ganzheit, nicht in einem einzelnen Teil.

Menschen existieren aber nicht nur in dieser psychosomatischen Ganzheit, sondern auch in enger Beziehung zu einem ökologischen, sozialen und kulturellen Umfeld. Sie werden in ihrer Persönlichkeit, ihrem Fühlen, Denken und Verhalten durch die Begegnungen mit anderen Menschen sowie durch äußere Einflüsse aus ihrer Umwelt geprägt. Diese Einflüsse bestimmen

ihr Weltbild, ihre Vorstellungen von anderen Wesen, ihre Selbstwahrnehmung und ihre körperlichen, seelischen und geistigen Zustände in einer bestimmten Situation und einem konkreten Kontext. Ebenso wenig wie sich im menschlichen Organismus ein Selbst oder eine Seele vom Körper trennen lässt, kann dieser menschliche Organismus von seiner natürlichen, sozialen und kulturellen Umwelt getrennt werden.

6.4.3 Die Menschen leben in konkreten Beziehungen zu anderen Menschen

Zum ganzheitlichen Menschsein gehören immer auch die Beziehungen der Menschen zu anderen Menschen. Menschen leben in aller Regel nicht allein für sich ohne Kontakt zu anderen Menschen, sondern in konkreten Beziehungen zu ihren Mitmenschen. Menschen definieren ihre Identität vor allem darüber, in welchen Beziehungen zu anderen Menschen sie leben, welche Erfahrungen sie in diesen Beziehungen machen und wie sie sich selbst in ihnen verhalten. In diesen Begegnungen mit anderen Individuen, in den Erfahrungen, die ein Mensch mit anderen Menschen macht, in den Beziehungen, die ein Mensch mit anderen Menschen eingeht, bildet sich die Identität des einzelnen Menschen heraus. In diesen konkreten Beziehungen zu anderen Menschen formt sich das Individuum, die Persönlichkeit, das Selbst.

Die früheste Beziehung eines werdenden menschlichen Individuums ist die Beziehung zur Mutter, in deren Leib der Mensch entsteht und die in der Regel auch in den Monaten nach der Geburt die mit Abstand wichtigste Bezugsperson bleibt. Danach treten weitere menschliche Personen in Beziehung zum werdenden Menschen. Menschen entwickeln ihr Konzept von sich selbst, von ihrer eigenen Person, ihre individuelle Persönlichkeit in diesen Beziehungen heraus. Das Selbst entsteht in den personalen Beziehungen zu anderen Menschen. Auch die Vorstellung von einer*m Gö/ott*in und die persönliche Beziehung eines Menschen zu seiner*m Gö/ott*in entwickeln sich im Umgang mit anderen Menschen und in Abhängigkeit von den interpersonalen Beziehungen zu anderen Menschen. Wie in der biblischen Tradition der Mensch nach dem Bilde Gottes geschaffen wird, so entstehen in der psychologischen Entwicklung der Menschen die Vorstellungen von der*m Gö/ott*in und von uns selbst nach dem Bild unserer Mitmenschen. Wenn wir hier die*en Gö/ott*in als die*den/dasjenige(n) definieren, an die*den/das Menschen ihr Herz hängen, und wenn wir davon ausgehen, dass Menschen während ihrer Entstehung und frühen Entwicklung ihr Herz vor allem an andere Menschen, nämlich die eigene Mutter und andere frühe Bezugspersonen hängen, dann handelt es sich bei diesen ja eigentlich um ihre ersten Göttinnen*er. Insofern entwickeln Menschen ihr Bild von anderen Menschen und sich selbst tatsächlich nach dem Bild ihrer*s Gö/ottin*es.

6.4.4 Die Menschen als zur Liebe fähige Personen

Der Glaube oder das Hängen des eigenen Herzens an jemanden oder etwas kann inhaltlich vor allem als Liebe definiert werden. Wenn wir unser Herz an jemanden hängen, dann lieben wir sie*ihn. Im Zentrum der theologischen Bestimmung der Menschen steht daher, dass Menschen zur Liebe fähige Personen sind. Menschen können in Beziehungen Liebe erfahren, andere Menschen lieben und sich selbst geliebt fühlen. Das Lieben und Geliebt-Werden, aber auch die Erfahrung des Nicht-Liebens oder Nicht-Geliebt-Werdens, betreffen immer die ganzheitlichen Menschen in ihren konkreten Lebensumständen und ihren konkreten Beziehungen zu anderen Menschen. Die Liebe zu anderen menschlichen Subjekten bestimmt auch den Sinn und den Wert, den Menschen anderen Personen und sich selbst geben. Ein geliebter Mensch erhält durch diese Liebe eine außerordentliche Bedeutung für die*en Liebende*n. Ein Mensch, der sich geliebt fühlt, empfindet sich selbst als wertvoll und sein Leben als sinnvoll. Betrachtet ein

Mensch aber andere Menschen und sich selbst ohne Liebe, dann verlieren sie für ihn ihre Bedeutung, ihren Wert und ihre besondere Würde.

6.4.5 Menschen als fühlende, leidenschaftliche, genießende Subjekte

Menschen sind als zur Liebe befähigte und in konkreten Beziehungen lebende Individuen immer auch fühlende und durch ihre Gefühle bestimmte Subjekte. Liebe erfahren, lieben und geliebt werden können die Menschen, weil sie fühlende Personen sind. Die Liebe kann als das grundlegendste aller Gefühle gelten, welches die Menschen als fühlende Wesen definiert. Durch die liebevolle Bindung an andere Personen entwickeln Menschen erst ihre Persönlichkeit, ihre Emotionalität und ihre Beziehungsfähigkeit.

Die Tatsache, dass Menschen fühlende Subjekte sind, die in ihren Beziehungen zu anderen Menschen Gefühle entwickeln und ausdrücken, macht sie zugleich zu leidenschaftlichen, genießenden und verletzlichen Subjekten. Gefühle sind immer mit einer positiven oder negativen Valenz verbunden, sie werden als positiv oder negativ erfahren. Menschen streben normalerweise nach positiven Gefühlen und Erfahrungen und versuchen, negative Gefühle und Erfahrungen zu vermeiden. Dieses von Emotionen angetriebene Streben kann als Leidenschaft oder Begierde bezeichnet werden. Durch ihre Gefühle und besonders durch die Liebe sind Menschen daher immer auch leidenschaftliche, begehrende Subjekte, die nach der Vereinigung mit der*m Geliebten drängen.

Wegen ihrer Gefühle und Leidenschaften können Menschen ihre Begegnungen mit geliebten anderen Personen und ihre positiven Erlebnisse als freudvoll genießen. Die Vereinigung mit geliebten Personen und Dingen ist die wichtigste Ursache, die dazu führt, dass Menschen ihr Leben genießen und glücklich sein können. Auf der anderen Seite werden Menschen aber gerade dadurch, dass sie lieben, dass sie ihr Herz an jemanden oder etwas hängen, dass sie leidenschaftliche Gefühle und Begierde empfinden, auch verletzlich. Sie leiden unter dem Verlust der Liebe, unter der Trennung von der*m Geliebten. Da Menschen endlich und begrenzt sind, lassen sich Trennung und Verlust nicht grundsätzlich vermeiden. Damit kommt es notwendigerweise auch immer wieder zu Verletzungen. Die Verletzlichkeit gehört ebenso wie die Fähigkeit zum Genuss und zur Freude grundsätzlich zu einem fühlenden, leidenschaftlichen und liebenden endlichen Subjekt. Eine absolute Seelenruhe, die leidenschaftslos und frei von Begierde ist, könnte vielleicht die eigene Verletzlichkeit überwinden oder zumindest verringern, sie wäre aber auch mit einem Verlust des Genusses und letztlich der Liebe selbst verbunden. Daher scheint sie mir kein erstrebenswertes Ideal zu sein.

6.4.6 Die Menschen in Verschiedenartigkeit ohne Diskriminierungen

Menschen sind als endliche Wesen sowohl in ihren äußerlichen Merkmalen wie biologischem Geschlecht, Größe, Körperform, Haut-, Haar- und Augenfarbe als auch in ihren körperlichen und geistigen Fähigkeiten sowie in ihren Empfindungen, Gefühlen Vorstellungen und Werten sehr unterschiedlich. Ein endliches und begrenztes Wesen kann nicht alle möglichen Eigenschaften aufweisen, verschiedene Menschen weisen daher unterschiedliche Merkmale auf, durch die sie als Individuum charakterisiert und damit zugleich begrenzt sind. All diese Unterschiede gehören wesentlich zu ihrem Menschsein. Aus keinem dieser Unterschiede kann aber ein höherer oder niederer Wert, ein größeres oder geringeres Menschsein eines Individuums abgeleitet werden. Der Wert, den Menschen anderen Menschen zuerkennen, wird sich nicht durch objektiv gegebene Merkmale festgelegt, sondern wird durch das Maß an Liebe bestimmt, mit dem sich Menschen einander zuwenden. Jede geliebte Person ist für die*en

Liebenden ganz unabhängig von all ihren individuellen Eigenschaften unendlich wertvoll. Fehlende Liebe zu anderen Menschen führt dagegen auch zu einer fehlenden Wertschätzung und zu einer Abwertung aufgrund vermeintlicher Mängel.

Menschen können gerade in ihrer Unterschiedlichkeit und Vielfalt als Abbilder ihrer*s Gö/ottin*es betrachtet werden. Da Menschen ihr Herz an ganz unterschiedliche andere Menschen hängen können, diese lieben und begehren, sie für unendlich wertvoll halten können, sind für sie jeweils auch ganz verschiedene Menschen ihr*e Gö/ott*in oder ein Abbild ihrer*s Gö/ottin*es. Die Göttlichkeit oder Gottesebenbildlichkeit von Menschen ist nicht von bestimmten körperlichen, geistigen oder seelischen Merkmalen dieser Menschen abhängig, sondern ist die direkte Folge der Liebe, mit der wir ihnen begegnen.

6.4.7 Wert und Würde von Menschen

Alle Menschen können für andere Menschen, die sie lieben, ihr*e Gö/ott*in oder ein Abbild ihrer*s Gö/ottin*es sein. Dies ist prinzipiell an keine Bedingungen geknüpft, die Menschen erfüllen müssten. Menschen müssen nicht über bestimmte äußerliche oder innerliche Merkmale verfügen, um für andere göttlich oder ein Abbild des Göttlichen sein zu können. Daraus leitet sich ein besonderer Wert und eine unverlierbare Würde aller Menschen ab, die auf keinen besonderen Eigenschaften oder eigenen Leistungen der Menschen beruht. Wir sollten als Menschen allen anderen Menschen diese Würde und das volle Menschsein zuerkennen. Verschiedene Menschen sind niemals durch ihr Geschlecht, ihre Hautfarbe, ihre sexuelle Orientierung, ihre Herkunft, ihr Aussehen, ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten, ihre Gefühle, ihre Gedanken und Ansichten oder auch durch ihr Handeln mehr oder weniger menschlich, mehr oder weniger wertvoll. Allen kommt prinzipiell in gleicher Weise dieselbe Würde, derselbe Wert, dieselbe Menschlichkeit und auch dieselbe Gottesebenbildlichkeit oder Göttlichkeit zu. Keiner Person darf aufgrund eines dieser Merkmale ihre Würde und ihr individueller Wert aberkannt werden.

Aus der Würde und prinzipiellen Gleichwertigkeit aller Menschen muss nun aber nicht gefolgert werden, dass auch alle Lebensweisen, alle Handlungen und alle Ansichten von Menschen gleichwertig seien. Wenn das heilvolle und erfüllte Leben für Menschen darin besteht, Liebe in der Begegnung mit anderen Menschen zu erfahren und zu geben, dann muss das Leben von Menschen in erster Linie danach beurteilt werden, ob sie es in Liebe führen oder nicht. Die Liebe gibt dem Leben der geliebten und der liebenden Menschen einen subjektiv empfundenen Wert, einen Sinn, eine Bedeutung, Erfüllung und Heil. Das Fehlen von Liebe und die ihr entgegengesetzten Gefühle wie Angst, Furcht oder Hass können das Leben subjektiv als wertlos, sinnlos, bedeutungslos, leer und unheilvoll erscheinen lassen. Wert oder Wertlosigkeit, Sinn oder Sinnlosigkeit, Bedeutung oder Bedeutungslosigkeit, Fülle oder Leere, Heil oder Unheil sind keine objektiven Eigenschaften eines individuellen Lebens, sondern subjektive Wertungen, die Anzeichen und Folge der Liebe beziehungsweise des Fehlens von Liebe sind.

Aufgrund ihrer Prägungen durch verschiedene Einflüsse oder aufgrund von negativen Emotionen, die durch Verletzungen hervorgerufen worden sind, handeln Menschen nicht immer in und durch Liebe. Dies kann ihr Leben dann als sinn- und wertlos erscheinen lassen. Das heißt aber nicht, dass diese Menschen deswegen grundsätzlich oder von Natur aus schlecht, sündhaft oder schuldig seien. Solche Vorstellungen, die zum Beispiel in der christlichen Erbsündenlehre vertreten werden, sind für Menschen nicht heilsam. Als endliche und begrenzte Wesen sind Menschen niemals perfekt und fehlerlos. Alle Menschen sind auch durch

individuelle Beschränkungen, negative Erfahrungen und Verletzungen geprägt. Alle Menschen machen Fehler. Alle Menschen sind auf liebende Begegnungen mit anderen Menschen, auf positive Erfahrungen und auf die Heilung der eigenen Wunden durch andere Menschen angewiesen, um ein glückliches und erfülltes Leben zu führen. Dies ist aber kein Mangel, sondern macht die andere Seite ihrer Liebesfähigkeit aus. Wie alle Menschen fähig sind, ihre Mitmenschen zu lieben, so sind sie auch darauf angewiesen, geliebt zu werden. Diese liebevollen Begegnungen, die dem Leben Wert, Sinn, Bedeutung, Fülle und Heil schenken, können von keiner der Personen in einer Beziehung erzwungen werden, sondern muss als Gnade erfahren werden.

6.4.8 Die Menschen als Handelnde in begrenzter Freiheit

Die menschliche Freiheit ist immer durch Lebensumstände, soziale Stellung, kulturelle Einflüsse, begrenzte Kenntnisse und Fähigkeiten, gemachte Erfahrungen, tief eingeprägte Charakterzüge und das Handeln der Mitmenschen in gewissem Maße eingeschränkt. Eine völlige Freiheit des Denkens, Wollens oder Handelns kann es für Menschen, die in Beziehungen zu anderen Menschen leben, daher niemals geben. Allerdings sind Menschen weder durch diese äußeren Umstände noch durch ihre biologische Veranlagung oder durch einen allmächtigen Gott in ihrem Handeln völlig vorherbestimmt. Innerhalb der ihnen gesetzten Einschränkungen und Möglichkeiten besitzen sie eine begrenzte Freiheit, auf die eine oder andere Weise zu handeln.

Da es keinen allmächtigen, absoluten, für sich existierenden Gott gibt, sondern Gö/ott*in sich den Menschen vor allem im geliebten Mitmenschen zeigt, sind die Menschen keine vorherbestimmten Marionetten oder Sklaven eines allmächtigen Gottes, sondern können als liebende Menschen in ihrem Handeln Rücksicht auf ihre Mitmenschen nehmen, ohne dass dies ihre Freiheit einschränken würde. Liebevolle Rücksichtnahme als freie und freiwillige Beschränkung des eigenen Handelns steht in einem diametralen Gegensatz zu einem Gehorsam gegenüber Vorschriften, die Menschen von einem allmächtigen Gott auferlegt worden sind.

6.4.9 Anfang und Ende des Lebens, Weiterlebens nach dem Tode

Da das menschliche Leben begrenzt ist, hat es auch zeitlich einen Anfang und ein Ende. Zumindest vor der Zeugung eines Menschen gab es diesen Menschen offensichtlich noch nicht und irgendwann wird jeder Mensch endgültig vergangen sein. Die Bestimmung des genauen Zeitpunktes, wann ein individuelles menschliches Leben beginnt und wann es endet, hängt von den dabei angelegten Kriterien ab. Für den liebenden Mitmenschen sollte in erster Linie die Perspektive der Liebe ausschlaggebend sein. Von dem Moment an, an dem ich den entstehenden Menschen liebe, beginnt für mich sein individuelles Leben, sei dies die Befruchtung der Eizelle, die Entwicklung des Nervensystems, der erste Herzschlag oder erst die Geburt. Für die liebenden Hinterbliebenen bleibt ein verstorbener Mensch in gewisser Weise lebendig, solange sie sich an ihn erinnern. Die Vorstellung eines Weiterlebens der menschlichen Seele ohne Beziehung zu einem Körper oder zu den Erinnerungen der Hinterbliebenen erscheint mir persönlich dagegen bedeutungslos, da ich Menschen als ganzheitliche Lebewesen betrachte, die sich nicht in Körper und Seele aufspalten lassen.